



MARKUS
THIELE

ECHO
DES
SCHWEIGENS

ROMAN

BEN
VINTO

MARKUS THIELE

ECHO DES SCHWEIGENS

ROMAN

BEN
VIVO
NTO

JULI 2018

Hannes Jansen erhob sich. Der dreiundvierzigste Verhandlungstag hatte begonnen, der letzte Prozesstag, der Tag seines Plädoyers. Er schloss den obersten Knopf seiner Robe. Im Schwurgerichtssaal des Landgerichts Magdeburg war außer dem Atmen der Zuschauer nichts zu hören. Alle Augen waren auf eine einzige Person gerichtet: Jansen.

Die Zeitungen würden morgen einen Verteidiger loben, der die Anklage mit dem Florett filetiert und ihre Schwächen den Richtern zum Fraß vorgeworfen hat. Einen Mann mit durchgestrecktem Rücken und wachem Blick. Ein Anwalt, von dem man noch hören wird.

Jansen wandte sich zu seinem Mandanten, Kriminaloberkommissar Maik Winkler, der zu ihm aufsaß, voller Erwartung. Gekleidet mit weißem Hemd, Ehemann und Vater einer kleinen Tochter, er vermiss- te sie, Jansen gegenüber redete er von nichts anderem.

Staatsanwaltschaft und Mordkommission hatten präzise gearbeitet, die Indizien gegen Winkler waren erdrückend. Er hatte in jener Nacht Dienst gehabt und als Einziger einen Schlüssel zur Zelle be- sessen, in der der Senegalese verbrannt war. Dennoch: Die Indizien würden nicht reichen, nicht für Mord. Es mangelte am letzten Glied der Kette, am entscheidenden Beleg: einer Zeugenaussage oder einer Kameraaufzeichnung. Der Anklage fehlte das Unumstößliche.

Jansen sah zur Uhr. In zwei Stunden würde er zurück in der Kanz- lei sein. Die Champagnerflaschen lagen bereits kalt.

Winkler kaute auf der Unterlippe. Die Vorsitzende bat Jansen zu beginnen. Er ließ den Blick zur Staatsanwältin gleiten, zur Richter- bank, ins Publikum. Er hatte alles vorbereitet, noch bis in die vergan- gene Nacht hinein. Aber er brauchte seine Aufzeichnungen nicht,

jedes Wort war verinnerlicht. Eine mathematische Herleitung: Der Angeklagte war mit seinem Kollegen auf Streife gewesen. Unmöglich, dass er das Feuer in der Zelle entfacht hatte.

»Hohes Gericht«, hob Jansen an, da öffnete sich die Saaltür, und seine Referendarin, Regina Kaiser, stand im Raum. Mit rotem Kopf bat sie um Entschuldigung, es sei wichtig. Aus den Zuschauerreihen ein Raunen, einer hustete, andere flüsterten mit dem Nachbarn. Jansen ließ unterbrechen. Auf dem Flur gab die Referendarin ihm ein Notizbuch, die Seiten waren ausgefranst, die Ecken geknickt. Er müsse das lesen, von Anfang bis Ende. Es habe entscheidenden Einfluss auf den Prozess.

»Wo kommt das her?«

»Er hat alles gesehen«, sagte sie.

»Ich will wissen, woher Sie das haben.«

»Das ist nicht wichtig. Lesen Sie es, bitte. Winkler ist schuldig.«

Die Referendarin sah ihn mit schmalem Mund und flackerndem Blick an und verschwand.

Wann hatte ein Gericht zuletzt eine Unterbrechung mitten im Plädoyer der Verteidigung erlebt? In der jüngeren deutschen Rechtsgeschichte wahrscheinlich noch nie. Das wirkte unbeholfen, konzeptlos. Aber es half nichts, Jansen musste unterbrechen. Ohne guten Grund hätte seine Referendarin ihm dieses Buch nicht gegeben. Nicht jetzt.

Er ging in den Toilettenraum, es stank nach Urin und Klostein. In einer Kabine schlug er das Büchlein auf. Zeilen wie Schreibübungen, rechtschreibfehlergetränkt. Auf der ersten Seite ein Name: Lars, darunter das Alter: zehn. Jansen blätterte, nahm die Seiten in sich auf, Satz für Satz, Wort für Wort. Die Luft wurde stickiger, die Kabine kleiner, er löste seinen Krawattenknoten und öffnete den obersten Hemdknopf. Immer schneller flog sein Blick übers Papier. Da waren Zeichnungen, kindliche Striche, ein Raum, ein Bett, Flammen. Da waren Figuren, eine von ihnen mit riesigen Augen und aufgerissenem

Mund, eine andere in Uniform, *Polizei* stand daneben. Wörter hielten sich nicht mehr an den Zwang der Linien und flossen quer über die Seiten. *Tot gemacht*, stand da und *Sein Schreien tut in meinen Ohren weh*. Durchstreichungen, Korrekturen, Auslassungen. Tintenkleckse groß wie Einschusslöcher. Wörter der Furcht, bis zur letzten Seite. Dort hatte Lars notiert: *Schwarzer Mann mit Rauch*.

Jansen schloss die Augen, zündete sich eine Zigarette an. Das Nikotin beruhigte.

Der Anwalt ist Organ der Rechtspflege, er ist dem Gesetz verpflichtet. Aber auch dem Mandanten.

Der letzte Mosaikstein. Das Unumstößliche. Jansen hatte es in der Hand. Von einem Moment zum anderen war er in diesem Fall zum Stellwerk geworden.

Eine Partnerschaft in der Kanzlei – bis eben war sie nur noch ein Plädoyer entfernt gewesen. Es hätte keine dreißig Minuten gedauert. Freispruch für Maik Winkler, ein Kinderspiel. Es wäre Jansens Verdienst gewesen. Und jetzt das hier. Ein Tumor, der die Akte Winkler aus dem Nichts befallen hatte.

Jansen betrachtete das Büchlein von allen Seiten. Er zog an seiner Zigarette und blies den Rauch aus. Vielleicht war es gar nicht so unumstößlich. Womöglich erlaubte sich irgendjemand einen schlechten Scherz mit ihm, vielleicht seine Referendarin selbst, sie war ihm von Anfang an etwas weltentrückt vorgekommen. War es überhaupt echt? Es konnte ebenso gut ein Fake sein, hingekritzelt, um ihm, Hannes Jansen, den Prozess zu verhaseln. Andererseits war das Papier der Seiten knitterig und angegilbt. Auf dem Buchdeckel streckte Bob der Baumeister seine rot-blaue Bohrmaschine gen Himmel, so was gab es heutzutage wahrscheinlich gar nicht mehr zu kaufen. Das Buch war alt, daran bestand kein Zweifel.

Der Rechtsanwalt ist zur Verschwiegenheit verpflichtet. Diese Pflicht bezieht sich auf alles, was ihm in Ausübung seines Berufes bekannt geworden ist.

Die Vorschrift aus dem Berufsrecht für Anwälte hing als Leitmotiv in der Kanzlei, Jansen kam jeden Morgen daran vorbei. Er hatte immer Strafverteidiger werden wollen, einer von den Bedeutenden, einer, über den die Medien berichteten. Boogs persönlich hatte ihm diesen Fall übertragen, der Altvordere, der Meister. Boogs hatte seine Fliege am Hemdkragen gerichtet und ihm die Akte in die Hand gedrückt – Jansens große Chance. Jetzt saß er rauchend auf einem Klo und hätte am liebsten geschrien. Wenn das Büchlein echt war, war sein Mandant ein Mörder. Die Staatsanwaltschaft würde Lars finden. Ein Augenzeuge. *Schwarzer Mann mit Rauch. Sein Schreien tut in meinen Ohren weh.* Besonders Schöffen reagieren auf so etwas. Unumstößlich.

Jansen konnte das Büchlein einfach entsorgen, er konnte nach draußen auf die Straße gehen, sein Feuerzeug drunter halten und es verbrennen oder mit Steinen beschwert in irgendeinem Gewässer versenken. Niemand würde etwas bemerken, außer die Kaiser, aber was sollte sie schon ausrichten? Eine Zeugin vom Hörensagen, unbrauchbar für eine Mordanklage. Das Unumstößliche wäre umgestoßen, eigentlich ganz einfach. Nur, Jansen war nicht Strafverteidiger geworden, um Beweismaterial zu vereiteln. Das war die rote Linie, kein Erfolg rechtfertigte es, sie zu überschreiten.

Jemand betrat den Raum. Jansen schmiss die Zigarette ins Klo.

»Hallo?« Es war einer der Wachtmeister. Jansen spülte und öffnete die Kabinentür. Der grimmige Schmidt sah ihn aus seinem Pausbackengesicht an.

»Ach, Sie sind's, Herr Doktor. Rauchen is hier aber nich erlaubt.«

»Ich weiß.«

»Denn lassen Se dit ma besser.«

»Was lassen?«

»Na, det Rauchen ofm Klo.«

»Ich? Ich habe nicht geraucht.«

Schmidt zog die Augenbrauen zusammen. »Nix für unjut, Herr Doktor. Aber det glob ick jetzt nich.«

»Wissen Sie was, Schmidt, ich verrate Ihnen mal ein Geheimnis. Wenn Sie mal beschuldigt werden, streiten Sie alles ab. Denn der andere muss Ihnen die Schuld beweisen. Verstehen Sie?«

»Hm«, machte Schmidt.

»Es ist ganz einfach. Nehmen wir an, Sie müssten als Zeuge zu der Frage aussagen, ob ich hier auf der Toilette geraucht habe. Was würden Sie antworten?«

»Na, det Se's jemacht ham.«

»Vorsicht, ich könnte Sie beeiden lassen. Bei einem Meineid gibt's mindestens ein Jahr Knast. Also: Können Sie mit Sicherheit sagen, dass ich es war?«

»Ick ...«

»Haben Sie definitiv gesehen, dass ich hier geraucht habe? Können Sie hundertprozentig ausschließen, dass es nicht vielleicht doch ein anderer war?«

»Na ja, det hat nach frischem Qualm jestunken, und Sie waren hier der Einzige. Und draußen ufm Flur war och keener, keene Menschenseele.«

»Und? Was besagt das?«

»Na, det nur Sie es jewesen sein können, der hier jeraucht hat.«

Jansen sah ihm in die Augen. »Aber tatsächlich gesehen haben Sie mich nicht, richtig?«

»Ne, det nich.«

»Und trotzdem behaupten Sie, dass ich es war. Wäre das nicht eine Lüge?«

»Wees ick nich. Hätt' ja nur jesacht, was ick globe!«

»Glauben ist aber nicht wissen.«

»Hm.« Schmidt wölbte die Lippen. »Is ja och egal. Beim Jericht wird ja doch nur jelogen, det sich die Balken biegen!« Er lachte und zog kopfschüttelnd ab.

Jansen ging zurück. Die Tür zum Verhandlungssaal war geschlossen, die Bühne dahinter wartete. Ein Stück in fünfundvierzig Akten. Im letzten stirbt immer der Held.

· TEIL 1 ·

Ein blauer Mittagshimmel rahmte den Genfer Flughafen, die Leute suchten Schattenplätze in den Cafés. Sophie Tauber bestellte einen doppelten Espresso und ein paar Vanillekipferl. Seit fünf Uhr früh war sie auf den Beinen. Nach dem Anruf des Arztes heute Nacht hatte sie nicht mehr in den Schlaf zurückgefunden, hatte stattdessen ein Ticket gebucht und eilig ein paar Sachen gepackt. An Essen war nicht zu denken gewesen, jetzt knurrte ihr Magen. Der Kellner servierte lächelnd. Sie nahm den ersten Bissen mit geschlossenen Augen, und während sie aß, verstummten die Geräusche um sie herum, ein Moment im Vakuum. Die Kipferl waren frisch und süß und nicht zu bröselig, aber mit denen ihrer Mutter nicht zu vergleichen. Mutter hatte immer ein Geheimnis aus ihrer Rezeptur gemacht, doch Sophie war schon als Kind dahintergekommen: Marzipan – Mutter hatte immer eine Spur Marzipan dazugegeben. Kaum zu schmecken und doch unverwechselbar.

Sophie zahlte, band sich die blonden Haare zu einem Zopf und verließ das Café. Ihr grüner Peugeot stand am alten Platz hinter der Tankstelle, dort, wo sie ihn vor einigen Wochen zurückgelassen hatte. Sie war öfter hier gewesen in den letzten Monaten, Mutters Krankheit hatte es erforderlich gemacht. Eine krustige Staubschicht lag auf Lack und Scheiben, doch auch heute versagte er nicht den Dienst und sprang beim dritten Versuch an.

Bis rauf nach Visp, der letzten wirklichen Zivilisation auf dem Weg zum Matterhorn, waren es knapp zweieinhalb Stunden. Sommer-

straßen, Bergpässe, trocken und touristenfrei. Nur ein paar Radfahrer suchten an den Steigungen den Kampf mit sich selbst.

Das Lenkrad klebte in Sophies Händen, der Innenraum des Wagens kam ihr ungewöhnlich klein vor. Die stickige Luft nahm ihr schier den Atem.

Sie hielt an, stieg aus und sog ihre Lunge voll Luft. Kalte, klare Bergluft. Am Straßenrand fiel die Sennenschlucht ins Nirgendwo. Als Kind hatte sie sich gewünscht, am Fuße der Schlucht den Bachlauf entlangzustiefeln, auf der Suche nach verbotenen Höhlen und dunklen Geistern. Ihre Mutter hatte nur den Kopf geschüttelt.

Sophie lehnte sich ein Stück nach vorn und blickte nach unten, wo der Bach sich glitzernd durch bemooste Felsvorsprünge schlängelte. Irgendwann würde sie dort unten entlangspazieren. Nur nicht jetzt. Jetzt wartete der Arzt. Sie ging zurück und stieg wieder in den Wagen.

Ein Straßenschild zeigte sechshundert Meter über dem Meer, der Peugeot hangelte sich Kilometer für Kilometer vorwärts. Sie trat aufs Gas.

In Visp stellte Sophie den Wagen im Touristenparkhaus ab und nahm für die restlichen dreißig Kilometer die Bahn; seit Jahren waren in Zermatt Verbrennungsmotoren verboten.

Im Abteil hing Schweißgeruch, ein dicker Mann auf dem Sitz gegenüber mochte dafür verantwortlich sein. Neben ihm saß ein schwächlicher Bengel, Mitte zwanzig vielleicht. Sein Gesicht war blass, die Augen gerötet. Auf der Stirn hatte er kleine rote Pickel, und er blinzelte unentwegt. Er trug breite Kopfhörer, Sophie konnte Gitarren und eine Frauenstimme hören, und schaute starr durch die Fensterscheibe. Sophie stand auf und öffnete das Klappfenster. Draußen zogen Wiesen vorbei, auf denen hellbraune Kühe grasten.

Abrupt bremste der Zug, der Rückstoß drückte Sophie zurück in den Sitz. Der Gestank von verbranntem Gummi kroch ins Abteil. Sie standen mitten in der Walachei. Der Junge wandte sich um und starrte dem Dicken ins Gesicht. Der Dicke klopfte ihm auf den Oberschen-

kel und lächelte dabei in Sophies Richtung. Sie hörte den Wind draußen wehen, als der Junge die Augen aufriss und den Kopf zu ihr drehte.

Er begann zu husten. Zunächst war es nur ein Hüsteln, einzelne Stöße ließen seinen Oberkörper zucken. Die Intervalle wurden kürzer, sein Gesicht wurde rot. Er riss sich die Hörer vom Kopf. Er hustete in einem fort, er rang nach Luft, die Augen waren riesig und traten hervor. Bronchiale Hyperreagibilität, zweifellos Asthmatiker.

»Kann ich helfen?«, fragte Sophie.

Der Dicke stellte den Jungen auf die Beine, schüttelte seinen Körper. Der Junge drehte sich, stieß den Dicken weg, der stolperte und fiel zurück in den Sitz. Sophie stand auf und sprach auf den Jungen ein. Er hatte den Kopf nach oben gerissen, Augen und Mund weit offen, und griff mit beiden Händen um seinen Hals. Er fiel auf die Knie, kramte hastig in seinem Rucksack. Seine Hände gehorchten ihm nicht. Er hustete immer weiter, immer kehliger. Sophie entriss ihm den Rucksack und kippte den Inhalt auf den Boden. Sofort stürzte sich der Junge auf einen Inhalator, aber seine Finger waren steif, er bekam das Spray nicht zu fassen. Sophie wollte eingreifen, doch der Dicke drängte sich dazwischen. Er nahm die kleine Dose und steckte das Frontstück in den Mund des Jungen. Zwei Stöße, danach einen weiteren. Der Junge zog das Aerosol tief in seine Bronchien. Er schloss die Augen. Seine Atmung beruhigte sich, das Husten ebte ab. Der Dicke tupfte ihm mit einem Taschentuch die Stirn trocken.

»Asthma«, erklärte der Mann und hob den Jungen auf den Sitz. Sophie half ihm, den Rucksack einzuräumen.

»Ja«, sagte Sophie. »Ich bin Ärztin.«

»Wir sind auf dem Weg ins Sanatorium, oberhalb von Zermatt. Es soll sehr gut sein.«

»Das ist es«, sagte Sophie. »Es liegt mitten in den Bergen, etwas abgeschieden, aber bis runter nach Zermatt sind es nur ein paar Autominuten. Wirklich sehr schön.«

Der Junge öffnete die Augen.

»Wieder besser?«, fragte sie ihn.

»Mein Sohn spricht nicht«, sagte der Mann.

»Oh.« Sophie lächelte. »Das Sanatorium genießt jedenfalls einen hervorragenden Ruf. Wird ihm sicher guttun.« Sie räusperte sich und sah wieder aus dem Fenster. Die Kühe grasten unverändert auf der Weide. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und fuhr durch ein Waldstück, das ihr als Kind unendlich vorgekommen war.

»Mein Sohn heißt Lars«, sagte der Dicke.

Sophie sah den jungen Mann an. »Hallo, Lars.« Sie hielt ihm die Hand entgegen.

»Er mag keine Berührungen von Fremden. Aber er ist ein guter Kerl.« Der Dicke wuschelte ihm durchs Haar.

Sophie zog ihre Hand zurück. Der Mann schloss das Fenster, sein Sohn ließ sie nicht mehr aus den Augen.

Die Bahnhofshalle von Zermatt war kalt und feucht. Sophie wickelte sich ihren Schal um und ging nach draußen. Der Dicke und sein Sohn wurden abgeholt, sie stiegen in ein weißes Elektro und verschwanden. Sie winkte einem Taxi.

Das Krankenhausgebäude ragte steil empor, fast schien es auf sie herabzukippen. Schnell ging sie hinein. Die Frau am Empfang nannte ihr die Station, Sophie lief über Flure mit Neonlicht. Es roch nach Desinfektionsmittel. Der Fahrstuhl brachte sie hoch zur Elf. An einer Satinglastür klingelte sie und nannte ihren Namen. Das Schloss surrte, ein weiß bekittelter Mann begrüßte sie. Dr. Maurer stand auf dem Schild an seiner Brust, ein Stethoskop hing um seinen Hals. Seine Augen waren klein, die Haut grau.

»Kommen Sie«, sagte er und ging voraus. In seinem Büro nahm sie das angebotene Glas Wasser und leerte es in einem Zug. Dr. Maurer schenkte nach. Sie setzte sich vor seinen Schreibtisch.

»Ihre Mutter ist ruhig eingeschlafen.« Er räusperte sich. »Sie hat nicht gelitten.«

Nicht gelitten. Sophie nahm es ihm nicht übel, sie selbst sagte diese Worte oft zu Angehörigen. Bei den ersten Toten fallen sie schwer, mit der Zeit wird es Routine. Dr. Maurer betrieb das, was Ärzte betreiben, wenn die Grenzen ihres Fachs überschritten sind: Floskelflucht.

»Wussten Sie, dass meine Mutter Krankenschwester war?«

»Ach, wirklich? Hier im Haus? Auf welcher Station war sie?«

»Innere. Ein paar Jahre, bis sie nach oben ins Sanatorium wechselte.«

»Oh, sehr schön. Das Zermatter Sanatorium ist berühmt. Viele Prominente.«

Ob der Junge prominent war? Oder sein Vater? Sie sahen nicht danach aus. Aber wie sehen Prominente schon aus? Vielleicht sitzen sie in einem Zugabteil neben dir, und du erkennst sie nicht.

»Ich möchte zu ihr«, sagte Sophie.

»Natürlich.« Dr. Maurer zog die Schreibtischschublade auf. »Das hier«, sagte er, »hat mir Ihre Mutter für Sie gegeben.« Er überreichte ihr einen vergilbten Umschlag.

Ein Brief, nach so langer Zeit. Er war an ihre Mutter adressiert und mit einer kanadischen Briefmarke frankiert. Sophie hielt ihn gegen das Licht, ein Poststempel aus dem Jahr 1979.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Arzt.

Sophie nickte.

»Die Stationsschwester wird Sie bringen«, sagte er und verließ den Raum.

Sophies Augen brannten, ihre Finger zitterten. Das Arztzimmer – Linoleumboden, der Medikamentenschrank weiß und steril – wirkte hell und freundlich, fast wie ihr eigenes Büro im Institut. Aber es verfehlte seine Wirkung. Schwere erfasste Sophie, ließ die Erkenntnis sacken, dass es ihre Mutter nicht mehr gab.

Eine Schwester betrat den Raum und sagte leise: »Kommen Sie.«

Sie führte Sophie über den Stationsflur in ein Zimmer am Ende des Gangs. Ihre Mutter lag mit geschlossenen Augen auf einem Bett. Ein Kruzifix an der Wand wachte über sie. Ihre faltigen, kleinen Hän-

de ruhten übereinandergeschlagen auf der Brust, das Gesicht hatte sich gelblich gefärbt. Sie war eine schöne Tote. Sophie erschrak über diesen Gedanken. Sie zog einen Hocker heran und setzte sich. Die Wangen ihrer Mutter waren kalt, und doch fühlten sie sich an wie immer, weich, etwas schlaff hingen sie herab. Sophie nahm ihre linke Hand, streichelte sich damit über das Gesicht und küsste die knochigen Finger. Sie legte ihren Kopf auf die Brust ihrer Mutter und schloss die Augen.

Das Haus würde sie verkaufen müssen. Es befand sich in einem furchtbaren Zustand, Mutter hatte Jahre nichts daran gemacht. Das Dach war undicht und das Holz der Fassadenblenden morsch. Die Fenster entsprachen schon lange nicht mehr den energetischen Anforderungen und überhaupt: Kein Mensch kaufte heute noch ein Haus in einem aussterbenden Bergdorf, auch wenn Zermatt nicht weit war.

Sophie setzte sich aufrecht und holte den Brief hervor. Sie nahm die Seiten heraus. *Meine liebe Milla*, las sie. Und sie las weiter, nahm die Zeilen in sich auf und berührte sie mit den Fingerspitzen. *Die Entscheidung war richtig, ich konnte nicht bleiben.* Sophie hörte den Klang der unbekannten Stimme, eine gesprochene Umarmung. *Ich vermisse Dich so sehr. Aber es ging nicht anders.* Sie stellte sich den Mann vor. Groß war er und fein. Er besaß gepflegte Hände und trug einen Anzug. Seine ergrauten Haare waren kurz geschnitten, ein Lächeln auf den Lippen. Tränen fielen Sophie auf die Hand.

Ihre Mutter lag da und schien ihrer Tochter zuzuhören, wie sie wortlos die Zeilen des Briefes las. Sie blätterte weiter und spürte die Wärme, die von den Zeilen ausging. *In Liebe, Richard.* All die Jahre hatte ihre Mutter geschwiegen, hatte ihn für sich behalten, diesen Mann, hatte ihn im Herzen getragen und sich der Tochter nicht offenbart. Bis jetzt.

Richard. Ein schöner Name. Einer, bei dem sich Sophie geborgen gefühlt hätte. Eine kanadische Briefmarke. Gezackte Ränder, ein Brief ohne Absender. Die Empfängeradresse war mit Füllfederhalter ge-

schrieben, die Buchstaben des Namens Milla Tauber waren leicht zerlaufen und wie Wolken nach unten verschwommen. Sie steckte den Brief zurück in die Handtasche.

In Liebe, Richard.

Sophie küsste ihrer Mutter die Stirn. Sie roch nach Vanillekipferl. Mit einer Spur Marzipan.